

Grundlage seines christlichen Denkens ‚umarbeitete‘.

b) Ein in mehreren Beiträgen thematisiertes Beispiel ist das Ideal der körperlichen Unversehrtheit einer unverheirateten Frau bzw. das Ideal der Jungfräulichkeit. So war sich Hieronymus, laut L., durchaus bewusst, dass Jungfräulichkeit im römischen dynastischen Denken ein unverzichtbarer Aspekt für familienpolitische Entscheidungen war. Gerade die Entscheidung für eine dauerhafte Jungfräulichkeit machte er aber auch zur Voraussetzung für das von vielen Verfechtern des asketischen Mönchtums anerkannteste Lebensmodell für eine christliche Frau. Jungfräulichkeit war damit die Einlösung eines asketischen Ideals und gleichzeitig die radikale Loslösung von allen familiären, sozialen und kulturellen Bindungen in krassestem Gegensatz zur spätantiken, adeligen Verfügung über Frauen im Rahmen familienpolitischer Planungen innerhalb der Führungsschichten.

Keuschheit galt Hieronymus als asketisches Ideal für beide Geschlechter. Allerdings wurden dessen Vorteile vor allem für das Leben von Frauen thematisiert. Die christliche Jungfrau würde nicht den Gefahren von Schwangerschaften und Geburten ausgesetzt sein, nicht der Belästigung von Kindergeschrei, nicht den Unbequemlichkeiten der Haushaltsführung oder der Demütigung, sich mit den Mätressen eines untreuen Ehemannes abfinden zu müssen.

So entwirft L. in Auswertung von Hieronymus Schriften dessen bekannte Hierarchie anerkannter Lebensmodelle für christliche Frauen: Jungfrauen; Witwen, die sich gegen eine Wiederverheiratung wehren; Prostituierte, die sich ‚bekehren‘ und dem asketischen Ideal zuwenden; Ehefrauen und Mütter; Kurtisanen und ‚uneinsichtige‘ Prostituierte. Hieronymus belehrende Sorge gilt dabei abschließlich den beiden ersten Gruppen.

c) In allen Beiträgen zeigt L. seinen Protagonisten als jemanden, der sich der bewusstseinsbildenden Funktion von Sprache in hohem Maße bewusst war. Ein Beispiel: Hieronymus nutzt Gegensatzpaare nicht einfach plakativ in ihrer gegebenen Semantik, sondern er konstruierte solche Gegensatzpaare durch eine entsprechende Kontextualisierung völlig neu. So wird aus dem schlichten Wort ‚puella‘ im Sinne von (nicht-verheiratetem) jungen Mädchen oder Dienerin in Hieronymus Kontextualisierung des Wortes eine junge Sklavin, auf die sich die sexuellen Begierden ihres Herrn richten, eine intellektuell unausgereifte und/oder eine laszive junge Frau. Den Gegensatz dazu bildet Hieronymus mit ‚virgo‘ in einem semantischen Umfeld, das eine Jungfrau zeigt, die sich geistiger und körperlicher Reinheit verschrieben hat.

Ein anderes Beispiel für Hieronymus Transformation von Begriffen: Die ‚domina‘ im Sinne der Vorsteherin eines adeligen römischen Haushaltes wandelt sich in Hieronymus Texten zur Vorsteherin einer christlichen Gemeinschaft.

Natürlich gibt es in den 13 Beiträgen die ein oder andere Wiederholung, doch meist nur dort, wo L. Zusammenhänge zwischen den von ihm angesprochenen Personen in Erinnerung rufen will. Vor allem aber zeichnet L. einen Hieronymus in den Umbruchsjahrzehnten des ausgehenden vierten und beginnenden fünften Jahrhunderts. Seine neuen weiblichen Lebensentwürfe, angelehnt an das Ideal der Wüstenväter, setzten einige seiner Schülerinnen in die Realität um. Sie grenzten sich einerseits selbst aus familiären und politischen Zusammenhängen des römischen Senatorenadels aus, übernahmen andererseits aber auf der Grundlage ihrer Mittel und ihrer Bildungsvoraussetzungen als adelige Römerinnen ihren neu gegründeten monastischen Gemeinschaften die Funktionen der Vorsteherinnen. Durch seinen sehr bewussten Zugriff auf einige Wortfelder seiner Zeit erschloss Hieronymus neue Bedeutungsebenen für die seinen Zeitgenossen geläufige Sprache – so schrieb sich der Mönch von Bethlehem zum Kirchenvater, der in die folgenden Jahrhunderte hineinwirkte.

Osnabrück

Guhrun Gleba

*Christine Mühlenkamp*: „Nicht wie die Heiden“. Studien zur Grenze zwischen christlicher Gemeinde und paganer Gesellschaft in vorkonstantinischer Zeit, Münster: Aschendorff 2008 (Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband. Kleine Reihe 3), VIII, 232 S., ISBN 978-3-402-10911-3

„Nicht wie die Heiden“ – mit diesem von Mt 6, 7 inspirierten Titel überschreibt Christine Mühlenkamp, Verfasserin der von Alfons Fürst/Münster betreuten Dissertation, ihre Ausführungen, mit denen sie die Grenzlinien zwischen christlicher Gemeinde und paganer Gesellschaft in vorkonstantinischer Zeit ermitteln will. Dabei geht es ihr ausdrücklich nicht um die Analyse von Extremsituationen in Phasen der Verfolgung, sondern um die Rekonstruktion verschiedener Lebensführungsentwürfe von Christen, die die Gestaltung des Alltagslebens in einer vom paganen Götterkult geprägten antiken Gesellschaft intendierten.

Was aus heutiger Perspektive als zentrale Problematik erscheinen mag, stand für die frühen Christen, und dies ist eines der wesentlichen Ergebnisse der Studie M.s, selten im Fokus des Interesses: Außer den umfangrei-

chen Erörterungen des Tertullian von Karthago beschäftigen sich nur wenige Texte mit einer solchen Thematik. Damit lässt sich das zunächst ungewöhnlich anmutende Vorgehen der Verfasserin rechtfertigen, im Anschluss an eine präzise und problemorientierte Einleitung (S. 1/35) die „Felder der Interaktion und der Abgrenzung“ (S. 38/69) entlang der Schriften jenes Nordafrikaners vorzustellen. Das dort behandelte breite Spektrum an Fragestellungen umfasst das Berufs- und Wirtschaftsleben, die Teilnahme am öffentlichen Leben, das Alltagsleben von Christen und die Lebenswirklichkeit von Christinnen im Besonderen. Die Autorin gewährt hier unter Rekurs auf die einschlägige Sekundärliteratur (vor allem die Studien Georg Schöllgens) wertvolle und differenzierte Einblicke in die konkrete Situation in Karthago. Allerdings verführen ihre vielen erläuternden Hinweise beispielsweise zu Lehrerberuf und Schulen zu gelegentlich unzulässigen Verallgemeinerungen, insofern nicht immer exakt zwischen tatsächlich vorhandenen Informationen zu Christen vor Ort und weitergehenden Rückschlüssen auf die Situation in anderen Regionen unterschieden wird.

Im Anschluss ermittelt M. aus der Vielfalt denkbarer Haltungen in der Frage der Grenzziehung zwischen Heiden und Christen (streng genommen geht es nicht um die Gemeinde!) vier verschiedene Positionen, die sie getrennt voneinander vorstellt. Den Reigen eröffnet als exklusiver Vertreter einer rigoristischen Partei wiederum Tertullian (S. 70/125), was zu einer gelegentlich unglücklichen inhaltlichen Doppelung führt. Eng an der Abfolge seiner einschlägigen Äußerungen orientiert, dokumentiert sie ausführlich dessen radikale Abgrenzungsforderung von einem als gefährlich bewerteten paganen Umfeld. Gleichwohl stelle sich dieser Konflikt als ein innerchristlicher dar, insofern sich der Nordafrikaner nicht direkt mit den Heiden auseinandersetze, sondern im Kontext realer innergemeindlicher Auseinandersetzungen argumentiere bzw. polemisiere.

Jene Kontrahenten Tertullians identifiziert die Verfasserin als die Vertreter einer zweiten möglichen Option, die sie mit „Kompromisse ohne Verlust der Eindeutigkeit“ (S. 126/147) charakterisiert. Die in diesem Zusammenhang verdienstvoll aus den Schriften Tertullians rekonstruierten Argumente verweisen auf unterschiedliche Gruppierungen innerhalb der Gemeinde Karthagos, die jeweils interessegeleitet kontroverse Fragen klärten. Auch wenn

die Vermeidung der Idolatrie das maßgebliche *Movens* darstellt, wird den *necessitates* des Lebens ein deutlich höherer Stellenwert beigemessen: Statt einer strengen Grenzziehung erlaube man die Existenz von „Grauzonen“ (z. B. S. 143).

Welchen Einfluss der Grad der Integration der Christen in ihr städtisches Umfeld auf die Problematik einer Abgrenzung von den Heiden ausübt, illustriert M. an einer dritten Variante. Denn Klemens von Alexandrien bildet etwa zeitgleich zu Tertullian vor allem in seinem *Paidagogos* ein Oberschichtenmilieu ab, das wohl jenseits des normalen Gemeindelebens das „Christsein als kultiviertes Leben in der Oberschicht“ (S. 148/167) pflegte. Die von der Autorin referierten Empfehlungen des Klemens für eine maßvolle und natürliche Lebensführung lassen in solchen Kreisen kaum eine Auseinandersetzung mit den Heiden und das Bemühen um eine Abgrenzung bzw. deren Reflexion erkennen.

Als vierte und letzte Möglichkeit präsentiert die Verfasserin nur noch knapp verschiedene einschlägige Bestimmungen der Kirchenordnungen und einzelne Synodalcanones bis zur Synode von Ankyra (314), die, jeweils am Einzelfall orientiert, pragmatische Entscheidungen treffen. Sie zu verallgemeinern, verbietet sich methodisch von selbst; insofern lässt sich das bemerkenswerte Fazit ziehen, dass übergreifende Regelungen im Umgang mit der paganen Gesellschaft für „die Kirche“ kein zentrales Anliegen darstellten.

Als Ergebnis kann M. daher festhalten, dass bei der Frage nach der Abgrenzung des Christentums vom Heidentum der kultisch-religiöse Bereich von fundamentaler Bedeutung war, während ethische Aspekte eher zweitrangig erschienen. Ihre Überschrift „Nicht wie die Heiden“ ist im Blick auf die konkrete Lebensführung daher weniger als Ausdruck tiefer christlicher Überzeugung, sondern vielmehr als ein kaum einholbares Ideal zu verstehen. Die vorliegende Quellenanalyse hat eine mehrheitlich kompromissbereite und situationsangepasste Haltung der Christen plausibel gemacht. Dies wiederum erklärt, warum die christlichen Texte solche Abgrenzungsfragen insgesamt nur selten thematisierten und entsprechende „Grauzonen“ toleriert wurden. Eine solche Entscheidung stellt nach dem schlüssigen Nachweis der Verfasserin letztlich die Voraussetzung für das Entstehen der Volks- und Reichskirche dar.

Mainz

Heike Grieser